Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band: 58 (1965)

Artikel: Die Bewaffnung zur Zeit der Schlacht am Morgarten
Autor: Schneider, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bewaffnung zur Zeit der Schlacht am Morgarten

Zwei nach Herkommen und Ausbildung grundverschiedene Kampfgruppen standen sich in diesem Waffengang gegenüber. Auf der einen Seite war es das feudale berittene Heer, dessen Teilnehmer einen wesentlichen Teil ihrer Lebensaufgabe im «Waffenhandwerk» sahen, und auf der andern Seite wehrte sich eine kleine Gruppe von Bergbauern ihrer jungen Freiheit, eine Gruppe von Menschen, welche im Kampf ums nackte Leben sich zusammengeschlossen hatte, um das, was seit wenigen Generationen errungen, mit dem Schwert zu verteidigen.

Ueber die innerschweizerische Bewaffnung ist man verhältnismäßig schlecht unterrichtet. Bildliche Quellen sind außerordentlich spärlich, an Zeughausbeständen ist kaum mehr etwas vorhanden, weil in der Franzosenzeit die Urschweiz ihrer Waffenbestände fast vollkommen entblößt worden war. Bodenfunde wurden während Generationen vernachlässigt, nicht genau katalogisiert und in bezug auf Fundumstände ungenügend gesichert. Es ist zu hoffen, daß bei der heutigen Bautätigkeit und dem langsamen Aufbau kantonaler Denkmalpflegestellen noch einiges an Versäumtem nachgeholt werden kann. – Die schriftlichen Quellen befassen sich auch nur in einzelnen Hinweisen mit den Waffen, so daß, wenn man alle Sparten berücksichtigt, weitgehend mit Vergleichen und Rückschlüssen gearbeitet werden muß.

Dem freien Bauern war das Waffentragen erlaubt. Ja, das Führen des Schwertes oder des Dolches war wohl gerade Auszeichnung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Und von diesem Recht hatten sich die Eidgenossen zu keiner Zeit etwas schmälern lassen. Die Uebung in den Waffen war deshalb etwas Selbstverständliches, und die Ansicht, diese Bauern hätten, als nun 1315 die österreichische Gefahr ausgeprägte Formen annahm, ihr Schwert, den Spieß oder die Halbarte von der Wand genommen und seien unvorbereitet in die Schlacht gestürzt, ist mit aller Entschiedenheit abzulehnen.

Innere Fehden und Kämpfe an den Landesgrenzen lassen sich im 13. Jahrhundert in großer Zahl nachweisen. Wenn die Schwyzer 1240 in Faenza bei König Friedrich II. ihren Freiheitsbrief holten, so taten sie es auf Grund ihrer Waffenhilfe. Nachdem die Gotthardroute offen war und ein ausgedehnter Handel von Süden nach Norden und von Norden nach Süden sich angebahnt hatte, war es selbstverständlich, daß Urner und Schwyzer, beide in gleicher Weise an dieser Verkehrsader interessiert, nicht nur nach Ober-

italien zogen, sondern auch stets durch Händler, Pilger und Reisende mit den neuesten technischen Errungenschaften auf dem Waffensektor in Verbindung standen, und zwar dies umso mehr, als das Waffentragen schon aus Gründen des Selbstschutzes an der Tagesordnung war. In Oberitalien waren im Hochmittelalter wohl die besten Waffenschmiede Europas, und bis ins späte 15. Jahrhundert vermochten die Städte am Südfuß der Alpen diese Stellung zu behaupten.

Mehrere Aufstände gegen Habsburg, Kämpfe gegen das habsburgische Luzern, welches ebenfalls am Gotthardtransit brennend interessiert war, sowie Streitigkeiten um Landerwerb, insbesondere gegen das Kloster Einsiedeln, ließen in der Urschweiz die Waffen praktisch nie zur Ruhe kommen. Gebiets- und handelspolitische Ueberlegungen und das Streben über den Gotthard nach Süden bis vor die Tore von Bellenz, die militärische Hilfeverpflichtung der Bundesgenossen, das Bündnis der Schwyzer und Urner mit Zürich zu Ende des 13. Jahrhunderts oder das systematische Ansichreißen der Gotthardzölle, vor allem desjenigen von Flüelen, geben Beweis genug, daß die Oesterreicher in der Schlacht am Morgarten keine Anfänger als Gegner vor sich hatten, sondern daß es Leute waren, die einerseits im Waffenhandwerk geschult und deren Führer andererseits in politischen und militärischen Belangen weiter zu disponieren gewohnt waren, als es die enge Heimat erwarten ließ.

Diese wenigen Ueberlegungen mögen zeigen, daß am Morgarten den Oesterreichern ein kleines Heer gegenüber stand, welches in genauer Kenntnis der Gefahr, der gegnerischen Taktik und Bewaffnung und vor allem der örtlichen Gegebenheiten einen Waffengang vollbrachte, der für die weitere Entwicklung der Eidgenossenschaft wohl entscheidend, darüber hinaus aber auch für das ganze damalige Abendland von nachhaltigem Eindruck war. Die Bewaffnung dieser beiden Kampftruppen etwas näher zu betrachten, ist in bezug auf Grundlage, Ausgangssituation und Erfolg außerordentlich interessant. – Das Waffenstudium lohnt sich aber auch deshalb, weil Schwert, Halbarte usw. nicht nur als Kampfzeug, als Mordinstrument anzusehen sind, sondern weil sie ja als handwerkliches Erzeugnis die Hand des Meisters verraten, zeitgebunden sind, ein Kulturdokument darstellen und als Teil eines Ganzen im kulturhistorischen und politischen Zusammenhang betrachtet werden müssen.

Die Hauptelemente bäuerlicher Bewaffnung bildeten Schwert, Dolch, Messer, Spieß, Flitzbogen und Armbrust. Es waren dies alles Angriffs- oder Trutzwaffen. Von Schutzbewaffnung, wie etwa Helm, Panzerhemd oder Schild, hören wir kaum etwas. Und es ist denn auch typisch, daß die Eidgenossen der Angriffswaffe bis zum Moment, da sie in Oberitalien zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihren militärischen Höhepunkt erreichten, stets

den Vorzug gaben. Das eidgenössische Heer war ein reines Infanterieheer. Noch heute liegt das Hauptgewicht der schweizerischen Armee auf der Infanterie, auch wenn diese mit der neuen Truppenordnung zum Teil motorisiert und zum Teil mechanisiert wurde.

Die Kavallerie war bei den Eidgenossen verpönt, obwohl in ihren Gemarkungen die Pferdezucht ein bedeutendes Ausmaß angenommen hatte. Der berittene Krieger konnte in unseren Alpen und Voralpen die Vorteile, welche das Pferd im damaligen Kampf bot, nicht ausnützen; außerdem verlangte der Kampf zu Pferd ein stetes Training, dem die Bauernsame wegen der Bewirtschaftung ihres kargen Bodens nicht obliegen konnte. Der mittelalterliche, adlige Krieger focht den Kampf zu Pferd aus und war nicht, wie die spätere Kavallerie, im Grunde genommen berittene Infanterie, welche das Pferd nur als Transportmittel benützte.

Das bäuerliche Schwert unterschied sich vom ritterlichen nicht in der Grundform, wohl aber in der einfacheren und meist schwerfälligeren Ausführung. Es besaß die gewöhnliche Kreuzform; die Klinge war lang und schwer, denn die Waffe war für den reinen Hieb berechnet. Sie mußte mit wuchtigem Streich den ritterlichen Helm, den Schild oder das Panzerhemd durchschlagen. Die Fechtweise blieb denkbar einfach und beschränkte sich auf reine Wucht.

Woher kamen diese Schwerter? Es ist nicht denkbar, daß die Waffen im eigenen Land hergestellt wurden, denn dazu fehlten verschiedene Vorbedingungen, wie z. B. Erz, Kohle und insbesondere die schmiedetechnische Erfahrung. Wir denken eher, daß es sich um Importware, teils aus oberitalienischen Schmieden, teils aus mittel- und norddeutschen Zentren und vor allem auch um Beutematerial handelte. Deshalb ist noch nicht, wie etwa im 15. Jahrhundert beim «Schweizerdegen», eine ordonnanzmäßige Einheitlichkeit zu erkennen. Beim Dolch und beim Messer liegt das Problem etwas anders. Diese kurzen Instrumente bildeten den steten Begleiter jedes Mannes. Es handelte sich denn auch nicht um eine reine Waffe, sondern Werkzeug und Waffe waren in einem Objekt vereinigt.

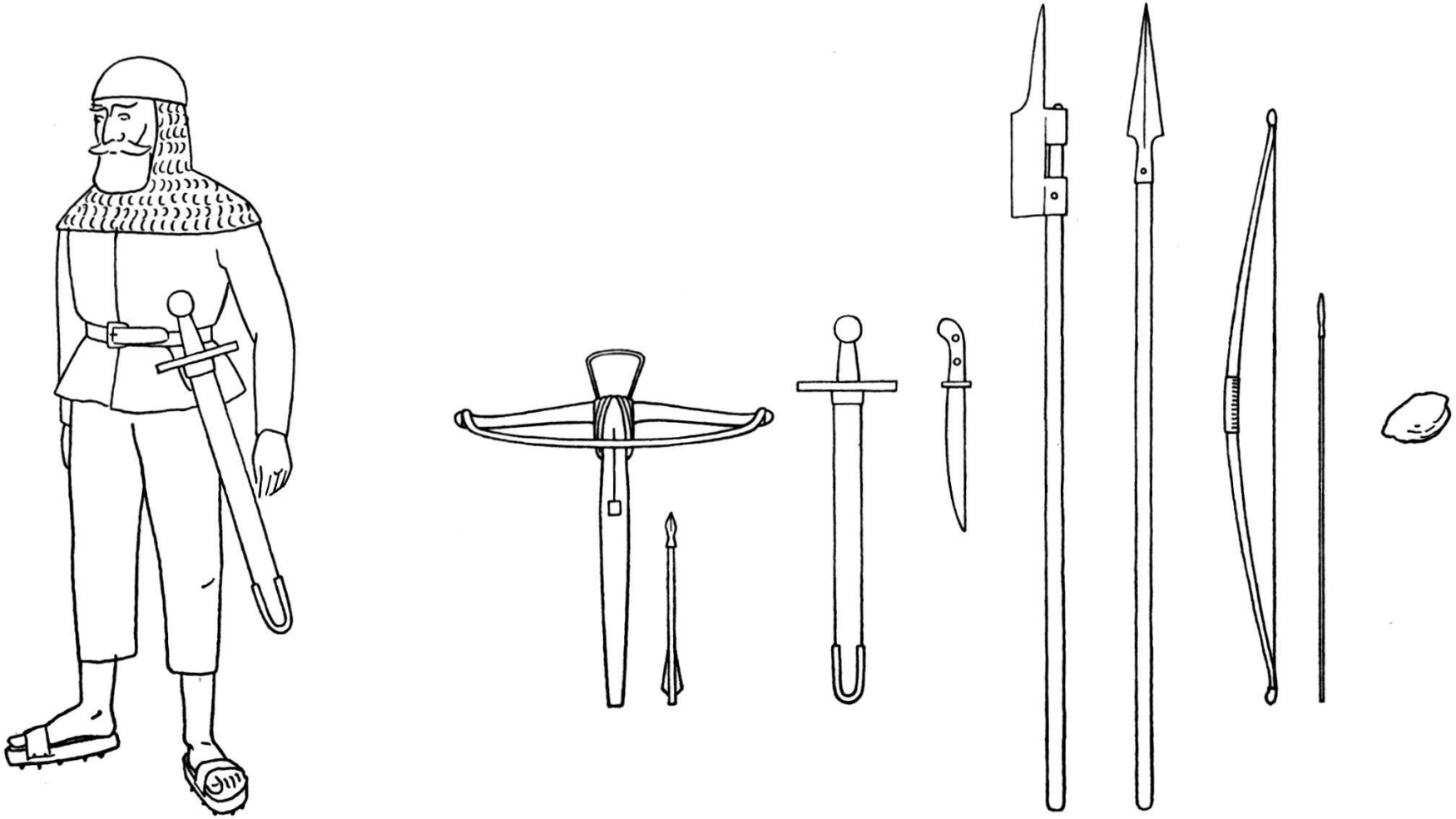
Außerdem ist anzunehmen, daß diese Stücke weitgehend im Raume der heutigen Schweiz fabriziert wurden. Entsprechende Untersuchungen und Vergleiche an Originalen haben in Verbindung mit den schriftlichen Quellen ergeben, daß in den umliegenden Städten wohl Dolchschmiede ansässig waren, welche ohne weiteres den normalen Markt zu decken vermochten.

Von besonderer Wichtigkeit war die Stangenwaffe. Zwei Typen standen in Gebrauch, der Spieß und die Halbarte. Der Spieß diente zum Kampf wie zur Jagd. Eine Differenzierung bestand nicht. Es handelte sich dabei um eine Waffe, welche, mit beiden Händen geführt, nur für den Stoß verwendet wurde. Der Wurf kam nicht mehr in Frage, der Spieß besaß dafür

ein zu großes Gewicht. Er bildete den Vorläufer des seit dem 15. Jahrhundert sich entwickelnden Langspießes. Die Länge betrug maximal 2,5 Meter. Das Eisen war meistens lanzettförmig mit einer starken Tülle, der die Schaftbänder aber noch fehlten. Für die Stange, sie war in der Regel rund, benötigte man Eschenholz, welches zum größten Teil aus Oberitalien, bereits verarbeitet, importiert wurde.

Insbesondere interessiert uns die Halbarte. Sie ist wohl kaum eine urschweizerische Erfindung, denn bereits im frühen 13. Jahrhundert tritt sie uns am Niederrhein in Abbildungen entgegen. Jedoch ist sie wohl in der Schlacht am Morgarten erstmals im Verband zur Anwendung gelangt. Das Entscheidende dieser Waffe war ihre Verwendungsmöglichkeit. Sie diente so gut zum Schlag wie zum Stoß. Schon der Name, Halbarte = Halm – Barte = Schaft – Beil, weist darauf hin. Es ist bereits verschiedentlich über das Entwicklungsgeschichtliche dieser Waffe geschrieben worden. Ich glaube, daß die Herleitung vom Langsax, der völkerwanderungszeitlichen Griffwaffe, nicht haltbar ist. Auch die Hinweise auf das Wandgemälde im Kloster Müstair (Graubünden) aus der Zeit um 800 sind nicht stichhaltig. Form und Herkommen sprechen viel eher dafür, daß es sich um eine selbständige Entwicklung handelt, denn es wurden doch zwei Zwecke mit dieser Waffe verfolgt: man wollte schlagen und stechen können. Und zwar wurde die Halbarte grundsätzlich mit beiden Händen geführt. Praktisch alle frühen Stücke waren beidseitig geschliffen und wiesen eine klare Schneide für den Schlag auf. An der Rückseite waren zwei Tüllen angeschweißt, mit denen das Beil am Holzschaft befestigt wurde. Der rückwärtige Haken, welcher erst zur Zeit der Schlacht von Sempach erscheint, fehlte noch. Er eignete sich übrigens nicht dazu, um Ritter vom Pferd zu reißen, sondern er mußte mithelfen, gegnerische Schwertstreiche abzulenken. Die Untersuchungen haben gezeigt, daß alle Schneiden angestählt waren, und zwar in der Weise, daß die Schneide rittlings auf dem Beil saß. Das Beil lief immer in eine Stoßspitze aus. Durch diese Konstruktion war aber die Spitze gegenüber dem Schaft in der Stoßrichtung versetzt.

Die Wirkung der Halbarte muß furchtbar gewesen sein, denn nicht vergebens schildert der Minorit Johannes von Winterthur, welcher als Knabe den nach Winterthur aus der Schlacht zurückkehrenden Herzog Leopold sah: «Es führten auch die Schwyzer in ihren Händen gewisse überaus furchtbare Mordwaffen, die Gesen, in ihrer Volkssprache Helnbarten (helnbartam) genannt, mit denen sie die stärkst bewaffneten Gegner wie mit einem Schermesser spalteten und in Stücke hieben.» — Es scheint demnach, daß die Halbarte bei Morgarten wirklich das erste Mal im geschlossenen Verband nachweisbar zur Anwendung gelangte und für das adelige Heer eine völlige Ueberraschung darstellte.



Der eidgenössische Krieger und seine Waffen

Verschiedene Stücke aus dem 14. Jahrhundert finden sich in unseren öffentlichen Sammlungen. Es handelt sich ohne Ausnahme um Bodenfunde. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese frühen Stücke in einheimischen Werkstätten hergestellt wurden; dabei ist darauf hinzuweisen, daß diese Schmiede ihr Handwerk außerordentlich gut verstanden, denn die Stücke weisen alle hervorragende Stahlqualität auf. Das Schmieden war nicht so einfach, denn nur die Schneide mußte glashart, das eigentliche Beil hingegen relativ weich sein, weil sonst die Halbarte beim Schlag zersplittert wäre.

Als Schußwaffe fand sicher auch die Armbrust Verwendung. Pulvergetriebene Kampfzeuge waren in unserem Gebiet noch unbekannt, sie lassen sich anhand schriftlicher Quellen erst 50 Jahre später nachweisen. Die berühmte Armbrust war absolut nicht typisch schweizerisch. Sie war praktisch allen Alpenvölkern bekannt. Woher sie kommt, ist bis heute nicht eindeutig erwiesen.

Hauptmerkmal an dieser Waffe für die Zeit von Morgarten war die Bauart in Holz oder Horn; und zwar betrifft dies die Säule und den Bogen. Die Bogen waren aus Hornplatten verleimt und mit Birkenrinde umwunden und wirkten ähnlich wie die heutigen Blattfedern. Stahlbogen sind erst aus dem 15. Jahrhundert bekannt. Die praktische Schußdistanz bewegte sich zwischen 50 und 100 Metern. Immerhin war die Durchschlagskraft stark genug, um die damalige Schutzbewaffnung, das Kettenhemd, zu durchbohren. Die Fabrikation fand im eigenen Land statt. Auch die Munition, die Bolzen mit ihren geschmiedeten Eisenspitzen, war einheimischer Provenienz. Das Spannseil war aus Tiersehnen gedreht, und Verordnungen verpflichteten die Metzger, in genügender Menge dieses Rohmaterial bereitzuhalten.

Darüber dürfen wir nicht vergessen, daß der gewöhnliche Flitzbogen wohl immer noch im Gebrauch stand. Originale Bogen aus jener Zeit haben sich keine erhalten. Hingegen liegen aus archäologischen Untersuchungen von innerschweizerischen Burgstellen sehr viele Pfeilspitzen vor. Sie unterscheiden sich von den massigen Armbrustbolzenspitzen durch die viel schlankere Form. Da der Flitzbogen, im Gegensatz zur Armbrust, mit der leeren Armkraft gespannt wurde, blieb die Sehne viel dünner und der Pfeilschaft, der Zain, konnte viel eleganter, mit geringerem Querschnitt, geschnitzt werden. Die Schußdistanz entsprach ungefähr jener der Armbrust; die Durchschlagskraft hingegen war schwächer.

Ein Problem darf hier nicht unberücksichtigt bleiben. Der gezielte, freie Steinwurf spielte sicher noch eine große Rolle. Er wurde speziell gegen Reiterheere angewendet. Wenige präzise Steinwürfe gegen Pferde vermochten, da ja das Pferd sowieso ein Fluchttier ist, ganz verheerende Wirkung

zu erzielen. Und es ist deshalb denkbar, daß das Herunterrollen von Steinmassen, wenn nicht identisch mit dem Steinwurf, doch zu diesem parallel ging.

Damit kommen wir zur Schutzwaffe der Eidgenossen. Es ist wohl anzunehmen, daß lediglich die Anführer sich die damalige volle Schutzbewaffnung, sofern es sich nicht um Beutestücke handelte, leisten konnten: Helm und Panzerhemd. Die Beine steckten in langen Hosen. Von einem Schild hören wir nichts; dies ist verständlich, denn wer einen Spieß oder eine Halbarte mit beiden Händen führen mußte, konnte keinen Schild brauchen. Und auch in späteren Zeiten, da die Quellen besser fließen, finden wir bei eidgenössischen Truppen selten den Schild. Höchstens Armbrustschützen waren in der offenen Feldschlacht mit einer Art Tartsche ausgerüstet, welche den Kämpfer, wenn er die Waffe wieder spannte und schußbereit machte, vor feindlichem Beschuß schützen mußte. Wir dürfen als sicher annehmen, daß die Schutzbewaffnung sehr buntscheckig war und die Urschweizer vor allem Beutestücke trugen. So können wir uns denn vom Helm nur einen vagen Begriff machen. Es wird sich um eine Art Hirnhaube oder einen Eisenhut gehandelt haben. Im übrigen trugen die Eidgenossen Jacken und Hosen aus Leinwand oder Wolle. Das Hirtenhemd mit der Kapuze kannten sie noch nicht. Die Füße steckten wohl in «Holzschuhen», wie sie heute noch gebräuchlich sind. Dazu trugen sie nach dem Chronisten Johannes von Winterthur eine Art von «Fußeisen, mit welchen sie leicht auf noch so abschüssigen Bergen sichern und festen Stand auf dem Boden fassen konnten, während ihre Feinde samt ihren Pferden kaum Fuß zu fassen vermochten». Er meint damit wohl jene einfachen anschnallbaren Fußeisen, die heute noch bei den Wildheuern des Muotatales verwendet werden.

Betrachten wir dagegen jetzt die ritterliche Bewaffnung, welche auf österreichischer Seite zur Anwendung kam, so unterschied sie sich insbesondere durch die Farbigkeit und die Einheitlichkeit. Den Hauptharst, nicht an Zahl, aber an Wirkung, bildete die Reiterei. Es waren dies Berufskrieger. Hier handelte es sich um die schwere Waffe, wie sie heute der Panzer oder die schwere Artillerie darstellen. Daneben gruppierten sich die Fußtruppen entsprechend der heutigen Begleitinfanterie und der Panzergrenadiere. Die Kampfeinheit bildete die Gleve; sie bestand aus dem adeligen Krieger zu Pferd und vier bis sieben Begleitinfanteristen, welche den Reiter decken mußten. Prallten zwei berittene Heere aufeinander, so bildeten sich sofort mehrere Einzelkämpfe, während sich die Fußtruppen ihre «eigene» Schlacht lieferten. Ein Reiterkampf brauchte Fläche, denn der Schwung eines trabenden oder galoppierenden Pferdes mußte zur Wirkung kommen. Gefochten wurde grundsätzlich zuerst nur vom Pferd herab; erst in einer späteren

Phase konnte das Schlachtgeschehen zum Fußkampf der abgesessenen Reiterei führen. Die Fechtweise bestand aus starren Regeln und war in erster Linie für den Streit unter Reitern gedacht.

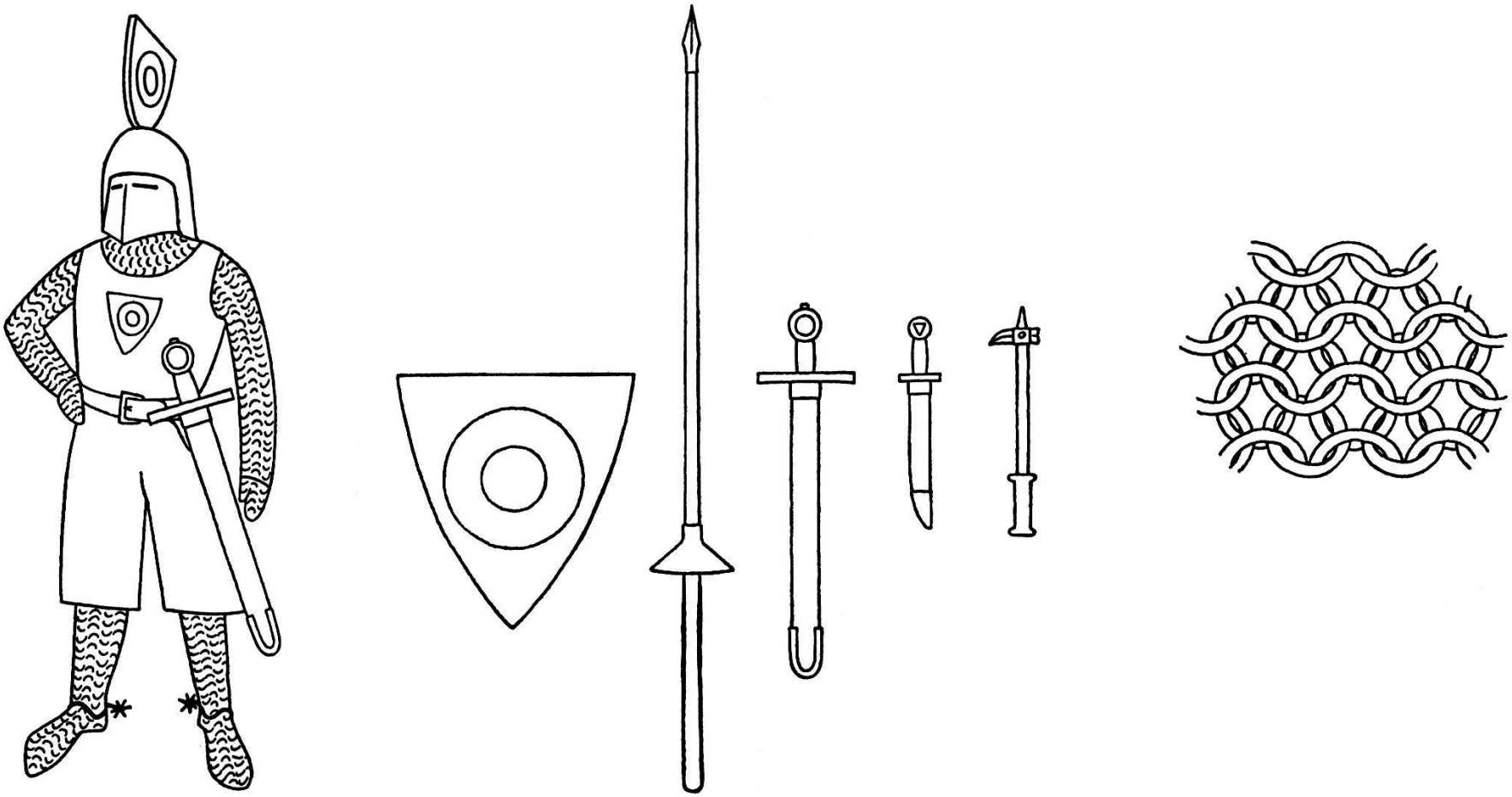
Allerdings war es nicht so, daß die Eidgenossen die ersten Fußtruppen waren, welche einem berittenen Heer eine absolute Niederlage bereiteten. Bereits 140 Jahre früher war das feudale Heer Kaiser Barbarossas bei Legnano den Fußtruppen der vereinigten oberitalienischen Städte unterlegen. Daß die Waldleute über diese Katastrophe gut unterrichtet waren, kann keinem Zweifel unterliegen, denn der wichtige Alpenweg, der Gotthard, war ja bereits offen, und Nachrichten aus dem Süden erreichten schnell die entferntesten Anwohner dieser Route.

Der Kampf zu Pferd war schwierig, denn zwei Lebewesen, Reiter und Hengst, mußten in ihren Aktionen koordiniert werden. Vollendete Reitkunst auf einem schweren Schlachtpferd war deshalb erste Bedingung. Die Trutzwaffen des Ritters waren: Spieß, Schwert, Dolch und allenfalls Streithammer oder Streitkolben. Der Spieß war noch verhältnismäßig kurz gehalten, darf also auf keinen Fall mit dem Langspieß der späteren Infanterie verwechselt werden. Deshalb war es den Eidgenossen 1386 bei Sempach möglich, die Phalanx der abgesessenen Ritter mit ihren verhältnismäßig kurz geschäfteten Halbarten aufzusplittern.

Der Spieß wurde vom Pferd aus geführt und war, mit der rechten Hand gehalten, unter dem rechten Arm festgeklemmt. Rüsthaken an der Brust, in denen der Spieß ruhte, waren noch nicht entwickelt. Die starke, gedrungene Stoßklinge reichte knapp über den Pferdekopf hinaus. Brechscheiben, welche die Hand schützen und das Rückgleiten des Spießes verhindern mußten, fanden bereits hie und da Verwendung. Das Hauptziel des Kämpfers bestand darin, mit diesem Spieß den Gegner am Helm zu treffen und ihn aus dem Sattel zu werfen und gleichzeitig tödlich zu verwunden.

An der linken Seite trug der Ritter das Schwert. War die Lanze zersplittert, so griff er zum Schwert und der Kampf ging vom Sattel aus weiter, wobei vorwiegend geschlagen und selten gestochen wurde. Die Schwerter besaßen lange, breite zweischneidige Klingen mit gerader Parierstange und Scheibenknauf. Die Klingen wiesen vielfach Inschriften und Verzierungen in Tauschierung mit Edel- oder Buntmetall auf. Die Scheide bestand aus Leder oder Holz und war an den Enden mit Metalleinfassungen geschützt. Ein Lederlappen, um die Parierstange geschlungen, der sogenannte Ueberfanglappen, mußte das Eindringen von Regenwasser in die Scheide und damit das Rosten der Schwertklinge verhindern. Die meisten Schwerter waren wohl mitteldeutscher, allenfalls oberitalienischer Herkunft.

Dem Schwert schenkte der Ritter besondere Aufmerksamkeit. Es war eines der äußeren Zeichen seines adeligen Standes. War sein Knappen-



Der Ritter und seine Waffen

dienst, die Lehrzeit, beendet, so wurde ihm als Zeichen der Ritterwürde das Schwert umgegürtet. Mit dem Schwert erhielt er auch den Ritterschlag. Die Klingen waren von so hoher Qualität, daß häufig ein Griff, welcher nicht mehr den modernen Anforderungen entsprach, ersetzt, die alte Klinge hingegen weiter verwendet wurde.

Der Dolch war im Hochmittelalter, nachdem er während Jahrhunderten aus dem Bewaffnungsbereich verschwunden, erneut in Gebrauch gelangt. Der Aufbau entsprach formal demjenigen des Schwertes. Die Klingenform dagegen variierte teilweise. Die zweischneidige herrschte vor. Die einschneidige Messerklinge fand sich jedoch auch. Vielfach waren die Knäufe mit getriebenen, gepunzten Bunt- oder Edelmetallplättchen belegt. Hinweise auf den Träger können vielfach daraus abgelesen werden.

Streithämmer oder -kolben wurden an einer Lederschlaufe am Sattel mitgeführt, dienten zum Kampf mit einer Hand, wobei im Gefecht das Leder um das Handgelenk lief und das Entgleiten der Waffe aus der Hand vereiteln mußte. Ein solcher Streitkolben wurde vor Jahren in der Gegend von Schafstetten bei Morgarten gefunden. Er ist heute in schweizerischem Privatbesitz. – Beide Waffen, Dolch und Streitkolben, wurden im Gemenge verwendet, wenn der Gebrauch von Spieß oder Schwert unmöglich geworden war.

Von entscheidender Bedeutung war die Schutzbewaffnung. Darin unterschied sich der Ritter äußerlich maßgebend vom Bergbauern. Auf dem Kopf saß der Topfhelm. Er hüllte Kopf und Hals vollkommen ein und besaß eine flache Scheitelplatte. Ueber den Helm war die Helmdecke gezogen. Sie bestand aus Leder oder Stoff und saß dicht auf dem Helm und reichte nur knapp über den Helmrand hinaus. Darüber wölbte sich die Helmzier, das Zimier oder Kleinod. Es zeigte die Wappenfarben und die Wappenfigur des Trägers, war mit Lederbändern, welche durch Löcher im Helm gezogen, festgebunden und bestand aus bunt bemaltem Leder oder Holz und war oft mit Federn reich geschmückt. Woher kam dieser Putz und Schmuck? Seinen Ursprung besaß er wohl in uralten Maskenbräuchen. Maßgebend war aber im Hochmittelalter sicher auch die Art der Helmkonstruktion. Nur ein schmaler Sehschlitz gewährte dem Träger ein einigermaßen genügendes Blickfeld. Das Gesicht war demnach nicht erkennbar. Deshalb mußte ein Erkennungszeichen geschaffen werden, damit sich Freund und Feind im Kampf unterscheiden konnten. Wir finden demnach im Kübelhelm der Kreuzzüge und im Topfhelm des Hochmittelalters den maßgebenden Wegbereiter der Heraldik.

Ein ähnliches oder das gleiche Erkennungszeichen fand sich wiederum auf dem Schild, das sogenannte Schildbild. Der Schild, am linken Arm geführt, besaß Dreieckform und war schwach gewölbt. Sein Material war

Holz, welches man mit Leder bespannte. Auf dieses Leder malten dann Künstler das Wappen, welches weitgehend der Helmzier entsprach, flächig oder modellierten es in einer gipsähnlichen Masse plastisch und vergoldeten oder versilberten und bemalten es hernach. – Mit dem Schild wehrte man die Spießstiche oder die Schwertstreiche ab, was deswegen schwierig war und große Uebung verlangte, weil man doch mit derselben Hand noch die Zügel führen mußte.

Der Körper war noch nicht mit dem Harnisch geschützt. Die geschlossene Rüstung erscheint erst um 1400, und was man heute in unseren Museen gemeinhin als Ritterrüstungen anspricht, sind fast durchwegs knechtische Harnische von Fußtruppen des 16. Jahrhunderts. Der Ritter trug um 1300 vielmehr das Panzerhemd. Es besaß eine Kapuze, lange Aermel und reichte über den ganzen Oberkörper. In gleicher Machart trug er eine Panzerhose, welche die Beine und Füße völlig einhüllte. Eine Ledersohle ermöglichte das Marschieren. Panzerhemd und Panzerhose bestanden aus Tausenden von kleinen Ringen, welche ineinander genietet waren. Die Panzermacher hießen Sarwürker, und in jeder Stadt finden wir diese Schmiede. Erst um 1600 ging dieses Handwerk unter. Verschiedentlich schlugen die Sarwürker ihre Namen mit feinen Punzen auf eines der kleinen Ringlein. Kleine Wappentäfelchen aus Metall, häufig mit Tauschierungen, Punzierungen oder Emailauflagen, hingen am Panzerhemd und kennzeichneten den Besitzer. Ein entsprechendes Plättchen eines Herrn von Tettingen wurde in der Nähe von Arth am See, dem Nebenschauplatz der Schlacht am Morgarten, gefunden.

Gegen die Schwertstreiche war das Panzerhemd kein genügender Schutz; auch Spieß-, Schwert- und Dolchstiche konnten nicht abgehalten werden, deshalb war das Fechten mit dem Schild mindestens so wichtig wie der Kampf mit der Trutzwaffe. Versuche mit Armbrust und Flitzbogen ergaben, daß Bolzen und Pfeile auf normale Distanz ein Panzerhemd durchschlugen. In bezug auf die Halbarte wissen wir, daß dank der vorzüglich geschmiedeten Schneiden und der harten Stoßklingen sowie der großen Wucht zu Anfang des 14. Jahrhunderts keine Schutzwaffe widerstandsfähig genug war. Topfhelme wurden entzweigeschlagen, Schilde splitterten auf und die Ringe der Kettenhemden wurden voneinander getrennt.

Die Buntfarbigkeit wurde aber noch gesteigert durch die Verwendung von Wappenröcken. Dieser Ueberwurf, welcher vorne und hinten geschlitzt war, damit er beim Reiten nicht hinderlich wurde, war vor allem während der Kreuzzüge von den Morgenländern übernommen worden, um die Kämpfer gegen die brennende Sonne zu schützen. Erst hernach ergab sich dabei die Gelegenheit, auch auf diesem Rock die Wappenfarben und Wappen des Trägers aufzusticken oder aufzumalen, um ihn dadurch noch wesentlich kenntlicher zu machen. – Aehnliche Ueberwürfe deckten, ebenfalls

mit dem Wappen versehen, die Pferde und schützten sie vor leichten Verletzungen.

Der Ritter trug also zu dieser Zeit weder die Rüstung noch die Schnabelschuhe, war sehr beweglich und konnte ohne weiteres zu Fuß gehen, wenn ihn auch die Kettenhose am langen Marschieren hinderte. Man blieb deshalb so lange zu Pferd, als nur irgendwie möglich. Den Topfhelm hingegen stülpte man wegen der geringen Luftzufuhr erst unmittelbar vor dem Kampf über.

Die Begleitinfanterie war mit kurzem Schwert, Spieß, Armbrust und Flitzbogen ausgerüstet. Hirnhaube, Kettenhemd mit Kapuze und Kragen aus Kettengeflecht, die sog. Panzerkragen, dienten als Schutzbewaffnung.

So muß man sich demnach die Heerschlange, welche sich am 15. November 1315 dem Aegerisee entlang schob, als einen sehr farbenfrohen Aufzug vorstellen. Zimiere, Schilde, Wappenröcke und Waffen blitzten, glänzten und warfen ein buntes Bild in die etwas düstere Winterlandschaft. Die Speerfahnen, meist hochrechteckig und mit den Wappenfarben der einzelnen Ritter gekennzeichnet, flatterten froh im Wind, ein Bild der Zuversicht und der unbezwingbaren Macht.

Weshalb konnte ein kampfgewohntes Heer eine solche Niederlage erleiden und wo fand eigentlich die Schlacht effektiv statt? Man muß sich vorstellen, daß das Heer auf dem schmalen Weg, der von Unterägeri dem See folgte, in Einer- oder Zweierkolonne gegen das Engnis von Morgarten anrückte. Der alte Weg zog sich südlich des See-Endes dem östlichen Berghang hin und mündete unterhalb des Letziturmes (er ist erst nach der Schlacht zusammen mit der Letzimauer errichtet worden) in die heutige Kantonsstraße, um in östlicher Richtung gegen Sattel abzuweichen. Verschiedene Theorien sind schon aufgestellt worden, und immer und immer wieder hat das Schlachtgeschehen die Historiker interessiert. Eine absolute Klärung konnte bis heute, insbesondere wegen der in bezug auf die Oertlichkeit etwas ungenauen Quellenlage, nicht erreicht werden.

Der Verfasser beschäftigt sich seit langem mit diesem Fragenkomplex. Die archäologischen Arbeiten auf mittelalterlichen Burgstellen brachten ihn dann auch auf den Gedanken, durch Sondierungen das eigentliche Schlachtfeld von Morgarten einzugrenzen und schließlich zu erfassen.

Es ist ganz klar, daß nach dem überragenden Sieg die Eidgenossen das Kampffeld, wie sie dies auch bei andern Schlachten im Anschluß an das Kampfgeschehen immer taten, während Tagen nach Beute absuchten. Alles, was mitgenommen werden konnte, wurde als Beute weggetragen. Textilien, Waffen, Schmuck usw. bedeuteten Mangelware und bildeten eine wirkliche Bereicherung der an barer Münze ärmlichen Bevölkerung. Aber wenn auch wirklich alles und das letzte aufgelesen wurde, so konnten doch immer wie-

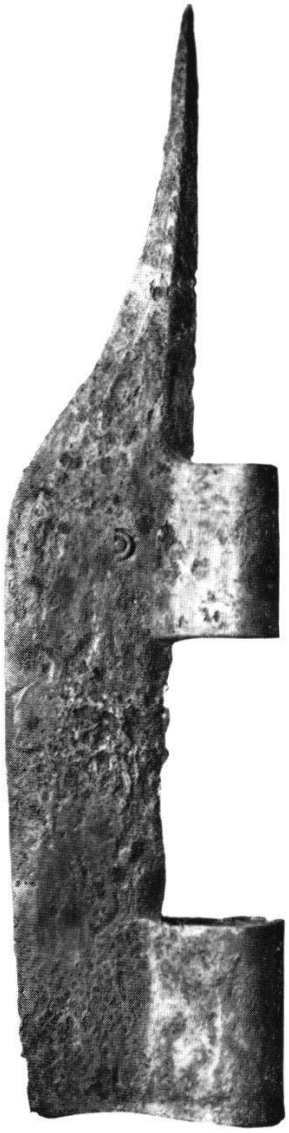
Manessische Liederhandschrift.
Typische ritterliche Bewaffnung des beginnenden 14. Jahrhunderts.
(Phot. Schweiz. Landesmuseum)

Topfhelm aus der Burgruine Madeln, Kt. Baselland.
(Phot. Schweiz. Landesmuseum)

Schwert von Betzimatt, Kt. Schwyz, mit Resten des Ueberfanglappens.
(Phot. Schweiz. Landesmuseum)

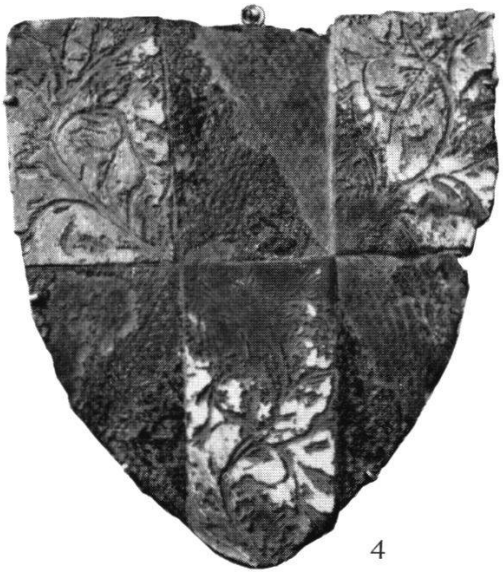
Vergleiche auch Text und Bilder vom Schwertfund in Seewen, Kt. Schwyz, in MHVS 57/1964, S. 133 ff.

1



2

3



4

1. Schwert aus Greifensee, Kt. Zürich. Messingtauschiertes Johanniterkreuz. 2. Halbarte aus der Burgruine Hünenberg, Kt. Zug. 3. Halbarte aus dem Gebiet von Morgarten. 4. Wappenschildchen eines Herrn von Tettingen, zu einem Kettenhemd gehörend. Gefunden in Arth, Kt. Schwyz. (Phot. Schweiz. Landesmuseum)

der kleine Gegenstände verloren gehen; sie versanken im moorigen Boden oder wurden in diesen durch Pferde und Menschen eingestampft. Vor allem war es denkbar, daß auf den Fluchtwegen, es waren deren wenige, Material verloren ging, weil sich jedermann aller belastenden Gegenstände zu entledigen suchte.

Welche Möglichkeiten zeigen sich heute, solches Verlustmaterial in einem immerhin beträchtlich großen Gebiet zu eruieren, wenn man daran denkt, daß doch in der Hauptsache nur kleine Objekte zum Vorschein kommen? Das Protonmagnetometer, welches auf alle Eisenteile anspricht, hatte uns bei sonstigen archäologischen Untersuchungen an mittelalterlichen Wohnstätten schon sehr gute Dienste geleistet.

In zwei Zonen machte deshalb mein technischer Mitarbeiter, Herr G. Evers, die entsprechenden Messungen. Das erste Gebiet erfaßte jene Stellen, wo der Sumpf in festeren Boden überging und wo, südlich des Aegerisees zwischen Tschupplen und der Schlachtkapelle, Uebergänge über das Sumpfgebiet des Trombaches für Mensch und Pferd möglich waren.

Der zweite Geländestreifen lag dicht an der Randzone des Sumpfgeländes, unmittelbar unterhalb der Figlenfluh, und zwar dort, wo angeblich die Eidgenossen Steine und Holzlawinen zu Tal rollen ließen, um auf diese Weise Tod, Verderb und Verwirrung in die österreichische Heerschlange zu bringen. – Eine beträchtliche Zahl von Meßpunkten zeigte Anomalien, d. h. deutete an, daß im Boden Metall liegen müsse. Dabei war jeder Quadratmeter ausgemessen worden. Die nachherigen Grabungen mit Pickel und Schaufel an solchen «verdächtigen Stellen» ergaben praktisch jedes Mal kleine und kleinste Eisenfunde. Keiner allerdings war in die Zeit der Schlacht am Morgarten zu datieren.

Lohnte sich deshalb diese etwas langwierige Untersuchung? Wissenschaftlich auf jeden Fall. Gerade wegen der Eingrenzung des Schlachtfeldes sind auch negative Resultate außerordentlich wertvolle Hinweise. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß der eigentliche Kampf am 15. November 1315 nicht westlich der Figlenfluh zwischen dieser und der Sumpfzone des Trombaches, geschweige denn in der Nähe des Aegerisees stattgefunden hat, sondern daß er vielmehr in das Gebiet von Schafstetten auf die Südostseite der Figlenfluh zu verlegen ist, wo sich ebenfalls ein Hochmoor befindet und wo die geographische Situation für eine «Einschnürungsschlacht» mindestens so geeignet gewesen wäre.

Bei Gelegenheit weitergeführte Untersuchungen mit dem Magnetometer werden vielleicht doch noch zu positiven Resultaten führen, was umso erfreulicher wäre, als ja kein einziger gesicherter Fund aus der Schlacht am Morgarten sich bis heute in öffentlichem Besitz befindet.

HUGO SCHNEIDER